

## Ein gewonnener Tag.

Was auch immer die Bourgeois sagen mögen — Der 1. Mai ist kein verlorener Tag für die Proletarier.

Aber ein verlorener Tag für die Unternehmer, für die Ausbeuter?

Sowohl. Denn die Ausgebeuteten arbeiten für sich selbst. Und die Arbeit, die sie an diesem Tage leisten, besitzt höheren Wert — es ist geistige Arbeit.

Geistige Arbeit verrichten die, die an diesem Tage in den Versammlungen dem kapitalistischen Regiment den Prozeß machen und die befreienden Theorien des revolutionären Sozialismus darlegen.

Geistige Arbeit verrichten auch die, die die Mailblätter lesen, die von den kämpfenden Zeitungen des Proletariats veröffentlicht werden, und auch jene, die den Eindruck besprechen, den unsere internationale Manifestation im Lager der Arbeiter macht und in dem der Bourgeoisie.

Er ist also ein schöner Tag, der 1. Mai, an dem die Arbeiter, anstatt Mehrwert oder Profite für ihre Sklavenhalter zu schaffen, ernsthaft bestrebt sind, ihre Ketten zu sprengen.  
Pablo Iglesias.

## Walpurgisnacht.

Volkstümliches zum 1. Mai.

„Es trägt der Besen, trägt der Stod,  
Die Gabel trägt, es trägt der Bod;  
Wer heute sich nicht heben kann,  
Ist ewig ein verlornen Mann.“

Mit diesen Worten aus Goethes „Faust“ ist die Walpurgisnacht in aller Kürze gekennzeichnet. Mannigfaltig sind die Gebräuche, die sich mit dem 1. Mai verknüpfen, dem Tag der Waldburg oder Walpurgis, der Gehilfin von Winfried-Wonifazius, die erst in Heidenheim bei Eichstätt in Bayern, dann in Eichstätt selbst beigelegt wurde. Greifen wir zunächst einige von diesen alten Bräuchen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands heraus.

Schon Prätorius bemerkt: „Vor allen anderen haben sie zum öfteren anderswo besondere Zweige, so man bei uns Wolburgs may nennet, von einem Baum oder Staude, der sonst viel rothe Beerlein träubleinweise trägt, und dessen Blätter klein sind, sonst forbus torminalis, Eberesche, Vogelber.“ Prätorius deutet damit einen abergläubischen Gebrauch, der vordem (vielleicht vereinzelt auch noch) in Westfalen am 1. Mai, am Walpurgistag, mit dem Walpurgismai geübt wurde und den man kurzweg das Kalverquelen nennt. Durch diesen soll, unter dem Hersagen eines gewissen Reims (fast in Zauberform), dem Vieh Fruchtbarkeit übermitteln werden. Der berühmte Erlaß des „Großen Kurfürsten“ von Brandenburg (1669) bezieht sich mit folgenden Worten auf diesen Gebrauch: „Auf Maitag das Vieh gequidet und die Quidruten an die Türen und Gede des Hofes ausgesteckt.“

Im Braunschweigischen trieb man früher am 1. Mai die Kühe auf die Weide, und zwar geschah das durch Mädchen, die eine mit Bändern geschmückte Weitsche trugen. Auf der Weide oder dem Acker nahm der Dorfschirte das Vieh in Empfang. Das letzte Mädchen wurde arg verspottet. Die Mädchen tanzten dann mit den Girten umher, warfen ihn übermühtig zu Boden, und jedes suchte von den in den Boden gesteckten Weitschen die längste zu erhalten, da ihr Flachs dann auch am längsten wurde.

In Ermiland bindet der Gemeindegirte am 1. Mai den Milchkühen Ketten zwischen die Hörner, damit ihnen nicht die Milch in die Hörner schießt. Im Fränkischen Jura

ist der Austrieb des Viehs am 1. Mai ein Tag der allgemeinen Volksfreude, der mit einem Biergelage auf dem Acker begangen wird, früher aber am Abend im Wirtshaus mit Tanz, Essen und Trinken („Kuhschwanz“) gefeiert wurde. Einen Tanz („Surtanz“) kennt man am 1. Mai auch in der Oberpfalz und in Niederbayern. „Die Girten der einzelnen thüringischen Gegenden pflegten einige Zeit nach dem Austrieb, am Sonntag vor Pfingsten, an bestimmten Stätten, zum Beispiel an der „Tanzbuche“ oberhalb Friedrichsroda, zusammenzukommen; während die Herden in einiger Entfernung weideten, bereiteten die Frauen das Essen; mit Beratungen über gemeinsame Angelegenheiten, Essen und Trinken, Musizieren und Tanzen vergingen die Stunden“, so erzählen Kück-Schrey in ihren „Festen und Spielen des deutschen Landvolkes“. In einigen Gegenden Böhmens hat sich ein ähnlicher Gebrauch erhalten wie der oben von Westfalen mitgeteilte: der Girte segnet die Tiere und besprengt sie aus einem Weihwassertöpfchen, das er nach dem Gebrauch aufs Geratewohl unter die Tiere wirft. Die Besitzerin des getroffenen Stückes Vieh gibt ihm eine besondere Belohnung. Im Siegerlande werden die Kühe mit goldenen Gloden bedacht, wie in den Alpen. Die Hörner werden den Tieren vor dem Austrieb abgestumpft, um gegenseitige Verletzungen zu verhüten. Ein Geschenk in Form von Eiern erhält der Girte für diese Bemühung.

Den Uebergang von den bisher ange deuteten Girtengebräuchen am Walpurgistag zu den Hexenfahrten in der Walpurgisnacht vermittelt eine von Kuhn mitgeteilte Sage. In dieser wird ein Maitagshorn erwähnt, dessen sich die Hexen in der Walpurgisnacht bedienen. Aber der Knecht eines benachbarten Gutsbesizers entwandte den Hexen das Horn und lieferte es seinem Herrn aus. Die Hexen gaben sich nun alle erdenkliche Mühe, wieder in den Besitz des Hornes zu gelangen: Am nächsten Tage ließ sich ein vornehmer Herr bei dem Gutsbesitzer melden und versprach ihm, seine Befestigungen mit einer sieben Fuß hohen Mauer zu umgeben, wenn er das Horn zurückgeben werde, andernfalls würde sein Gehöft dreimal nacheinander abbrennen, gerade dann, wenn er sich am reichsten dünke. Der Besitzer gab das Horn nicht zurück, und das angekündigte Unheil trat ein; doch ließ der König die Gebäude wieder aufführen. Das Horn schickte man durch das ganze Land, um zu erfahren, woher es stamme, doch alle Mühe war vergeblich.

Die naheliegende Frage, weshalb der Volksglaube die wüsten Orgien in die Nacht vor dem 1. Mai, in die Walpurgisnacht verlegte, ist zunächst mit dem Hinweis zu beantworten, daß dann noch mancher Berggipfel mit Schnee bedeckt ist, den die Hexen wegtanzen müssen. Berggipfel sind durchweg die Tanzplätze der Hexen in der Walpurgisnacht. Wir sagen mit gutem Vorbedacht „Tanzplätze“, denn nicht nur der Bloßberg im Harz ist hier anzuführen, sondern viele andere Bloßberge der Hexen in ganz Deutschland, wie schon J. Grimm nachgewiesen hat. „Daß sich die Hexen mit dem Teufel verbinden und vermischen“, schreibt A. Simrod, „und zu Walpurgis diejenige unter ihnen, an welcher der Teufel vorzügliches Gefallen hat, zur Hexenkönigin erwählt wird, hängt wohl mit dem Hochzeitsfeste Wotans und Frowdas zusammen, das um diese Zeit, der wonnigsten des Jahres, begangen wird. An die bei dieser Hochzeit geschlungenen Festtänze knüpft wohl auch der Volksglaube an, wonach die Hexen in der Walpurgisnacht den Schnee vom Bloßberge wegtanzen sollen“. Krauß aber hat in seiner Neuauflage von Dulsure (Des Divinités génératrices) den Ursprung des Hexenabbaus weit tiefer erfaßt: er sieht in ihm die letzte Form eines geradezu international zu nennenden Kults im westlichen Europa, bei dem man die Posen der großen und kleinen römischen Orgien in allen Einzelheiten nachahmte. Der Hexenabbau scheint der altdeutschen Mythologie nicht angehört zu haben. Uralte Kultreste haben sich, wenigstens in Deutschland, an weiterbreitete Girtengebräuche angeknüpft, welche letztere durch die Ausfahrt (Austrieb) des Viehes in der Jahreszeit (Frühjahr) fest bestimmt waren. Ein drittes Element, das wir deutlich in dem Treiben der Walpurgisnacht erkennen, ist der mittelalterliche Teufelsglaube.

Es bleiben noch die Vorsichtsmaßregeln gegen die Hexen und ihr Treiben in der Walpurgisnacht zu erwähnen. Wer in der Walpurgisnacht den Tanz der Hexen belauschen will, muß sich unter eine Egge stellen, deren Zinken nach oben gerichtet sind (Wessfalen). Allgemein herrschend ist der Gebrauch, in der Walpurgisnacht die Türen, vor allen Dingen die Stalltüren, mit drei Kreuzen zu versehen, damit die Hexen einem nichts anhaben und dem Vieh nicht das Gedeihen nehmen können (Mark Brandenburg)! In der Neumark bezeichnen die Kinder ihre Schuhspitzen mit drei Kreuzen; wer das unterläßt, bekommt ein Kreuz auf den Rücken gemalt. In der Zauche nagelt man Zweige von Kreuzdorn auf die Krippen, auf die Futtertröge und Schwellen der Viehställe. In anderen Teilen der Provinz Brandenburg säet man in der Walpurgisnacht Gurken und Kürbisse, weil man glaubt, diese gingen so schnell auf, wie die Hexen den Bloßberg hinaufreiten. Am Walpurgisabend pflegt man in Mittelschlesien hin und wieder Rasensüße und Besen kreuzweise vor die Stalltüren zu legen, um die Hexen abzuhalten.

Von besonderem Interesse ist eine Nachricht aus dem Riesengebirge, der zufolge die heilige Walpurgis von wilden Geistern verfolgt wird: Einem Bauern begegnete sie einst im Walde mit feurigen Schuhen, langen, wallenden Haaren, eine goldene Krone auf dem Haupte und in den Händen einen dreieckigen Spiegel und eine Spindel, verfolgt von einem Trupp Reiter auf weißen Rossen. Den Grundton dieser Sage bilden die wesentlichsten Züge der Sage vom wilden Jäger; Walpurgis lieh wohl nur den Namen, während wir erst in zweiter Linie den Hexenritt in der Walpurgisnacht zu erkennen vermögen. Als letzte Konsequenz des Glaubens an den Hexenritt in der Walpurgisnacht erscheint die in Weimar und Eitersburg übliche Gepflogenheit, am Abend vor Walpurgis die Heu- und Mistgabeln sowie die Reissigbesen zu versehen, damit sie nicht von den Hexen gestohlen und zum Ritt auf den Bloßberg benutzt würden. In den Ställen richtet man die Besen mit den Stielen nach unten und setzt sie neben die Tür, um dadurch den Hexen den Eingang zu verwehren. Die Schüsfe, die man in manchen Gebirgsgegenden Sachsens, aber auch in einigen Gegenden des Rieslandes in der Walpurgisnacht vernimmt, haben den Zweck, die Hexen zu vertreiben. Auch die Walpurgisfeuer werden angezündet, um den Unholden zu wehren.

## Neue Erzählliteratur.

Ferdinand Vac: „Alt-Deutschland. Verlag von Georg Müller. München.

Gerade zur Zeit, da im „Figaro“ Monsieur Suret sein Tagebuch über seine Eindrücke in Deutschland veröffentlicht, über das die Leute mit Humor sich amüsieren, bieweil die Bedantischen verschmüßeln tun, kommt dieser gemüthvolle Franzose Ferdinand Vac und bringt in seinem Buche unserer Frau Germania allerlei artige Huldigungen dar. Freilich nicht der waffenklirrenden Frau Germania mit den Paradeschritten und dem Helm auf dem Haupte, die in Berlin zu Hause ist. Ferdinand Vac ist kein Feuilletonist, wie der durchaus modern sehende und modern denkende Monsieur Suret. Er hat ein unmodernes, ein altfränkisches Herz, ist aber darum nicht minder geistvoll. Ihn erfüllt das stille Schauen der Romantiker, und darum fällt es ihm gar nicht ein, die Reichsmetropole zu besuchen. Auf der Suche nach der deutschen Seele durchwandert er das Land — wo könnte er die weniger finden, verschütteter und „gewandelter“ als in Berlin, der Residenz Wilhelms II.? Er hat auch keine Hanfseele, die die Welt amerikanisch-praktisch betrachtet. Was ist ihm Alt-Deutschland mit seiner Machtpolitik, seiner Siegesallee, seinen technischen Erzeugnissen, seiner Spreewasser- und Dekadenzkultur und seiner — Frauenemigration? (Diese nämlich geht seinem Gemüt direkt wider den Strich!) Alt-Deutschland hat's ihm angetan. Dem Deutschland von einst gilt seine Liebe, dem Deutschland der Waitressen, der Kleinstaatenspolitik, der Hausmusik. Das komplizierte Jung-Deutschland mit dem „Adler als Wappentier“ und der „Luzus-Rachäfferei“ wird in weitem Bogen umgangen, höchstens mit ein paar treffenden Ironien bedacht. Denn, wie gesagt, dieser eigentlich so ganz unfranzösische Franzose Vac ist schwärmerisch in die Vergangenheit verliebt, in die biedere, solide Bürgerlichkeit, „wo im Kachelofen sich der ganze familiäre Reiz der Rasse konzentriert“. Und auf allen seinen Wegen durch dieses historische Deutschland beherrscht ihn die Sehnsucht nach der abhanden gekommenen „Einfachheit“. Das bringt nun mit sich, daß sich der Autor ein bißchen gar zu verbiedermeiert gebärdet. Seine Verliebtheit in eine politisch impotente Zeit wurzelt für uns Jünger der Gegenwart, für die Fortschritts- und Tatsachenmenschen übermäßig stark im Romantischen. Dennoch, dieser Timotheus Blondel (sogar der Name, den Vac seinem Deutschland-

Verschauer gegeben hat, ist charakteristisch für seine Romantik) sieht als Künstler, und so sucht er die Stätten alter Kultur auf und erlebt in ihnen Gemälde. In Nürnberg findet er das Ehrwürdige. In diesem Teil liegt das Schwergewicht des Buches. In der Stadt Hans Sachs' und der schönen Brunnen leuchtet ihm der Widerschein der deutschen Volksseele, er sieht sie in Nürnbergs malerischem Gemäuel, in der Poesie seiner Dächer, auf seinem Stadtgraben, wo in einem „mit Hopfen umrankten Gartenhäuschen einige Privatiers in Hemdärmeln Regel schoben und aus langen Pfeifen dampften.“ Man merkt, Timotheus Blondel schaut die Dinge mit Ludwig Richters Augen an, der unter einer nüchternen und doch so reizvollen Auffassung das friedliche Wesagen der Kleinbürger verbildlichte. Er setzt deshalb auch auseinander, daß man die Tugenden und Gewohnheiten eines Landes an den kleinen Leuten studieren müsse, nicht im Salon, und daß die Landes sitten am unmittelbarsten in der Obhut des Volkes liegen. Doch empfand er den Zauber der Stadt nicht durchweg in ihrem noch allerorts verstreut zu findenden „Altjungfernstil“ und wird durchaus nicht etwa zum Verherrlicher des Philisteriums. Gar bald erheben sich die Betrachtungen über Spießer- und Bratnourstglückelpoesie hinaus. Ganz prächtig ist das Kapitel über die Lorenzkerche, voller Verständnis das über Albrecht Dürer. Und in seiner Plauderei über die ehrwürdige Dürerstadt schwindet alles Sentimentale, gefällig und geschickt flücht der Autor, meist in Gesprächsform, Reflexionen, Philosophien und Legenden ein und überrascht durch manches kluge Wort und manches kritische Urteil. Trotz der reichlichen Zitate, Lektionen und Anekdoten wird doch keine trodene Gelehrsamkeit ausgekratzt. Die anfängliche Herzenstänzelei mit tausend kleinen Dingen wächst heraus zum künstlerischen Verstehen und Genießen der Werte einer vergangenen Epoche, jener, unserem materialistischen heutigen Deutschland fremden Gefühlswerte. Als echter Idealist kommt er im Schwabenlande denn auch nach Marbach, aber in diesem Abschnitt über Schillers Geburtsstadt: Die Wiege des Idealismus, wie in dem vorhergehenden: Ludwigsburg (die vom Willen der Waitresse Gräben geschaffene kleine Residenz), sinken des Autors dichterische Kräfte zurück. Hier wird er mehr zum unterhaltenden Berichtserzähler. Da spürt er ein wenig zu lehrhaft den Schnörkeln des leichtgeschürzten, des trunkenen Rosolo nach und schöpft aus den Quellen der Historie. So kommt eine Art Miniaturchronik heraus, zwar teilweise ganz interessant vorgeplaudert, aber in der Hauptsache doch nur für den französischen Leser berechnet. Der Deutsche kennt diese Anekdotchen und Begebenheiten sozusagen von der Schule her, ja er kennt sie sogar besser und richtiger als Herr Vac, der freundliche Cicero. Denn Schiller hat z. B. sein Lied an die Freude nicht, wie Vac seinen Archivar erzählen läßt, „unweit des Weinberghäuschens an der Elbe“ verfaßt, sondern dieser lebensumfangende Hymnus wurde — authentisch erwiesen — in dem ärmlichen Landhaus zu Cohlis bei Leipzig gedichtet. Trohaldem: was der Verfasser gewollt, ist ihm gelungen. In den beiden letzten Teilen etwas trodener und schwächer, im ersten Teile (Nürnberg) aber mit dem künstlerischen Vermögen, feinführende Wesen zwischen alten Steinen herumzuführen. Die von Elisabeth Banzinger besorgte Uebersetzung zeigt im Stil nicht durchweg das kongeniale Feingefühl.

Abenteuerlicher Simplizissimus des Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen. Neu an Tag geben und in unser Schriftdeutsch gesetzt von Engelbert Hegaur. Verlag von Alb. Langen, München.

Die Ausgrabungswut findiger Verleger hat in der letzten Zeit recht verschimmelte Scharfeten zutage gefördert. Zu diesen erhumerten, blank geschuerten Leichen zählt Gott sei Dank Grimmelshausens Simplizissimus, der jetzt vom Verlag Langen neu herausgegeben wird, nicht. Hier wurde keine Mumie zu einem Scheinleben erweckt. Der abenteuerliche Simplizissimus, dieses bedeutungsvolle Prosabuch des 17. Jahrhunderts, hätte schon längst das Geschick verdient, nicht nur durch einen revidierten Neudruck der Vergessenheit entrissen, sondern auch durch eine flüssige Lesart der heutigen Generation wieder nahegebracht zu werden. Denn dieser beste alte deutsche Roman ist mehr als nur ein humoristisches oder kurioses Werk (wie es dem oberflächlichen Leser scheint), er ist ein vollgewichtiges Kulturdokument. Es trifft sich sonderbar, daß mir gerade nach Vac's Verherrlichung der altwäterischen Zeit Deutschlands dieses lebenerfüllte Zeugnis einer unfriedlichen Zeit Alt-Deutschlands unter die Hände kommt. Wie anders präsentiert sich hier die gute alte Vergangenheit! Die Greuel und Schrecken des 30jährigen Krieges lodern auf, und die Erzählung weitet sich zum Sittenpiegel des Deutschlands der Verwüstung. Soll ich hier einzeln die Vorzüge nennen, die außer diesem historischen und kulturellen Wert an dem Roman der abenteuerlichen Irrfahrten eines Menschenfindes mit Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, dem es „wollte behagen, mit Lachen die Wahrheit zu sagen“, zu lobpreisen sind? Ich müßte Seiten haben für den erquickenden, frohenden Humor, für die derb-ehrliche, kernhafte Sprache, für die Fülle der Begebenheiten, die im bunten Wechsel immer unterhaltsam, immer zeitbildend und immer als Ausdruck einer urgesunden Weltanschauung vorüberziehen. Nur das eine soll hier ganz besonders betont werden: die wahre und echte Volkstümlichkeit dieses vortrefflichen Buches. Und da für das Volk gerade das Beste gut genug ist, erweist sich auch gerade

diese neue Langensche Ausgabe infolge ihrer vorzüglichen Ausstattung und Vollständigkeit, ihrer sorgfältigen Behandlung des Textes, der Eindringlichkeit der lesbar gemachten Sprache und nicht zuletzt des humanen Preises wegen als ein empfehlenswertes und ausgezeichnetes Volksbuch. Der Herausgeber hat die willkürliche alte Orthographie und Interpunktion dem heutigen Sprachgebrauch angepaßt, dabei doch das altentümliche Zeitalter gewahrt, so daß man den in früheren Ausgaben verstümmelten Text, durch eine spröde, widerborstige Schreibart erschwert, jetzt in ergängster Fassung mit willkommener Erleichterung und mit Genuß liest. Daß Wilhelm Schulz der rechte Mann für die Umschlagzeichnung war, bedarf weiter keiner Versicherung.

Millionen, Novellen von Archibaschew. München und Leipzig, Verlag Georg Müller.

Nach dem glücklichen Geschick der Konfiszierung und Wiederfreigabe seines Romans Eranin steht Archibaschew, ein unergründlicher Flügelmann der jungrossischen Literatur, auch bei uns Westeuropäern im Vordergrund des Interesses. Der Streit der Meinungen über den Kulturwert dieser grellfarbigen Zustands-schilderungen des gewissermaßen auf eine Zwischenstation geschleuderten heutigen intelligenten Rußlands, das nach Archibaschew in einem erotischen Krampf liegt, war eine gute Propaganda auch für seine Novellen. Sie segeln im Kielwasser des durch den Zensor bewirkten Erfolges. Immerhin, wie die Bedeutung Eranins als Dokument der nachrevolutionären Epoche Rußlands mit der halbasiatischen Erotomanie einer Gruppe von Verfallsstufen nicht zu leugnen ist, so fordern die früher geschriebenen Novellen ebenfalls von dieser Perspektive aus Aufmerksamkeit. Sie sind gewissermaßen Skizzen zum Roman Eranin, wurzeln in demselben jenseitigen Madikalismus und offenbaren schon eine erstaunliche Sicherheit des Ausdrucks sowie ein lebendiges Schilderungsvermögen. Wieder zeigt Archibaschew in den Hauptgestalten die Repräsentanten einer Generation der entseelten Instinkte einerseits und ihre deladenten Gegenspieler, die märtyrerhaften Heiligen andererseits. Ein vollbeleuchtetes Bild der Libertinage ist die erste Novelle: Millionen, in die Sphäre des Ideenfanatismus führt die zweite: Der Tod des Iwan Lande. Michujew, der von Millionen und Weibern beglückte Mann, leidet und stirbt am Ekel des Besitzes. Alles kann sich seine Eier kaufen, aber inmitten der brutalen Wollust schlagen die Wellen trostloser Edele über ihn zusammen. Hinter der Philosophie des Lebensgenusses lauert grinsend das graue Gespenst der Verzweiflung. Und wer zwischen den Zeilen liest, dem erscheint dieser Sexual-Rausch der Jungfrauen eben auch Verzweiflung, eine wilde Betäubung. Ein Stimulant. Was bedeutet der geschlechtliche Rausch, was bedeuten Millionen für jenes Glück, das aus innerer Befriedigung lächelt? In der Unterjochung des Verhältnisses des Menschen zum Dämon Geld, des Verhältnisses der Geschlechter zueinander befundet Archibaschew in den beiden Novellen einen bohrenden Tiefblick.

In bezug auf seine Psychologie stelle ich über die Novelle vom Seelenbankrott des Millionärs die Märtyrergeschichte vom krankhaften Lebenskrieger Iwan Lande. Tolstoi steht hinter diesem sonderbaren Heiligen, den der Autor hier mit plastischer Deutlichkeit in seiner himmlischen Selbstlosigkeit, seiner Güte der Selbstvernichtung und christlichen Opfersucht schildert. In beiden Geschichten aber steht der Schwäche, dem Pessimismus der Männer die Stärke, die Heiterkeit der Frauen gegenüber, einem im Herzen alten Männergeschlecht die Jugendkraft eines zur Freudigkeit erwachten weiblichen Geschlechts. Auch das stimmt wohl im heutigen Rußland.

Der Kleine Dämon. Roman von Fjodor Sologub. Verlag Georg Müller, München und Leipzig.

Nicht allein weil Sologub einen schlechteren Uebersetzer hatte, wirkt er schwächer als Archibaschew. Sein Roman ist auch von viel gröberer Nahe, oft sogar dilettantisch, und hat die Signatur eines experimentierenden Absichtenbuches, das auf Sensation ausgeht. Augencheinlich hat der Siegeszug von Eranin (in Rußland) Sologub zu diesem Buch befeuert, das gleichfalls „ein erschütterndes Bild des sittlichen Verfalls im modernen Rußland“ geben will. Indessen, es kann in seiner in künstlerischer Form und in seinem spekulativen Geiste kaum einen Anspruch auf kulturelle Wertung verlangen. Es ist nicht, wie bei Archibaschew, aus einer Weltanschauung herausgeschrieben, nicht gehoben durch die Vergrößerung der Gestalten zu Typen noch von Gedanken über sittliche oder Sittenprobleme erfüllt. Am meisten jedoch verstimmt die mangelnde Kongenieration auf das Stigma der jungrossischen Kultur oder Nichtkultur, von der doch die Rede sein soll. Sologub gibt einen Rehrichthausen von Auswurfsmenschen, Gauner, Verräter, Idioten, Wüßlinge. Es wird ein Panoptikum ordinärer Individuen in den verschiedensten Phasen ihrer Noheit, ihres Cuffs und ihrer gemeinen Laster vorgeführt, in dem die Frauen von boshafter Lüge und von hündischer Feigheit vor der Knute des Mannes sind, während die Männer, brutal und zynisch, sich das Weib nur in wollüstigen Lagen vorstellen können und zwischen Schnaps und Ausschweifungen hin und her taumeln. Dieser Stoff, der sich zum Kulturbild runden sollte, ist nicht bewältigt und geht nicht zusammen. Es bleiben aneinandergereihte Begeben-

heiten ohne eigentliche innere Idee, die nur ihrer „Schauerhaftigkeit“ wegen herbeigeschafft scheinen. Keine der Personen wird zum Träger eines seelischen Zustandes, eines kulturellen Symptoms im Zusammenhang mit dem allgemeinen Zustand und mit dem Symptomen des Lebens, Denkens und Fühlens im modernen Rußland nach der Abkehr vom sozialrevolutionären Programm. Es sei denn, daß man Peredonoff, einem Lehrer, gebraut aus Viehschickel, Dummheit und Wahnsinn, eine Bedeutung zuschreibe. Indessen mit dieser Gestalt ist Sologub nur über den Umweg einer „Kultur-schilderung“ wieder bei seinem Lieblingsthema angekommen: der Analyse des Gespenstigen, Graujigen, der psychischen Störungen. In einem grauen Rater mit grünen Augen symbolisiert sich der Dämon des Verfolgungswahns, der am Schluß Peredonoff zum Mörder macht. Und Sologub zeigt, wie „der kleine Dämon“, der geistzerstörende Aberglauben und die Verdrücktheit Peredonoff immer mehr umkrallt. Im kleineren Rahmen seiner Novellen verstand Sologub mit exzentrischen Stoffen zu fesseln, in der breiten Weitschweifigkeit des Romans ermüdet er.

## Türkische Ortsnamen.

In gegenwärtiger Zeit, in der die türkischen Ortsnamen in den Zeitungen eine tägliche Erscheinung sind, dürften einige Bemerkungen über jene nicht überflüssig erscheinen. Zunächst sehen wir, daß die türkische Sprache sehr viele Nuancen hat, die dem Ohr des Abendländers meist entgehen oder verschieden aufgefaßt werden und daher auch zu verschiedener Aussprache führen. Die Verwechslung der Vokale ist eine sehr gewöhnliche und man liest Alma und Elma, Jeni-tscheri und Janti-tscheri (Neufeldaten), Kutschül und Kutschül (= klein, welches Wort im Tatarischen als kitschil erscheint und als solches auch in die ungarische Sprache übergegangen ist). Auch ist die Aussprache der Türken selber sehr verschieden; von Hammer, ein guter Kenner des Orients, sagt, daß er sowohl Mehmed wie Mohammed und Mahomud habe sprechen hören. Die türkische Sprache zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das eigentlich Türkische, wie es in der europäischen Türkei, und in das Uigurische, das vorzugsweise in der asiatischen Türkei gesprochen wird. Beide Hauptdialekte sind mit dem Tatarischen und mit der Sprache der Koptischen sehr verwandt und enthalten auch fremde, besonders arabische und persische Wörter. Es ist also sehr natürlich, daß bei der Verschiedenheit der Dialekte auch die Benennungen sehr verschieden sind. So finden wir für das Wort Dorf die Benennung Köi, Tochori, Sala und in der Krim auch El, welches letzteres Wort mit dem ungarischen Hely, Ort, wie es z. B. in Ujhely (Neuert) oder Bafschely (Marktort) — gleichbedeutend mit Bagardschil — zu finden ist. Es ist also Jenitöi und Jenifala gleichbedeutend, denn beides heißt Neudorf, und wie man in der Türkei ein Alban-tschori (Albanesendorf) findet, so trifft man in der Krim ein Tscheres-eli (Tscheresendorf) an. Was die Tscheres-eli „Al“ nennen, das heißt bei den Tataren Paul, woraus durch Verwandlung und Verletzung der Buchstaben das ungarische Jalu (Dorf) entstanden ist. Einen Berg, der einem Flusse oder einer Quelle den Ursprung gibt, nennt der Türke gern einen Fluß- oder Quellenkopff, und da „Osen“ in der Krim einen Fluß und „Basch“ im Türkischen Kopf bedeutet, so ist der Name der vielgenannten Dörfer in der Krim Bujul-Osenbasch (Großfluschkopf) und Kutschül-Osenbasch (Kleinfluschkopf) hiermit übersetzt. Zu bemerken ist nur, daß auf der Karte von Quot statt Bujul stets Witoul geschrieben steht, und es kommen auch noch viele andere wesentlichere Fehler vor. In der Türkei finden wir Bunarbasch (Quellenkopff), da Bunar Quelle oder Brunnen bedeutet und auch — wie viele andere türkische Wörter — in die serbische oder, was dasselbe, in die illyrische Sprache aufgenommen worden ist. Der Berg, der in der türkischen Sprache „Dagh“ heißt, kommt oft mit dem Eigenschaftswort Kara (schwarz) vor, und es heißt also Kardagh = der schwarze Berg; man findet aber auch Aldagh (der weiße Berg), Babadagh (der Waterberg) und viele andere Verbindungen mit Dagh. Eine in der türkischen Sprache sehr oft vorkommende Bezeichnung eines Gebirges ist das Wort Jaili oder Jailassi, das ganz unseren Alpen entspricht. Sowie bei uns auf den Alpen oder Almten Semhöfen sind, so findet man auf den türkischen Bergen die Jaila, was eine Sommerwohnung bedeutet und dem Gebirge den Namen gegeben hat. Auch in der südöstlichen Krim findet man ein Jailagebirge und anderweitig die Kirasli-jaila (Kirschalpe), Kisbunar-jailassi (Jungfrauenbrunnentalpe). Ein enger Gebirgspatz heißt bei den Türken gewöhnlich Demir-Kapu (Eisentor), und das sogenannte „eiserne Tor“ ist nur eine Uebersetzung des Türkischen in die deutsche Sprache. Das Wort „Derband“ oder „Der-band“ hat v. Hammer sehr entsprechend mit „Torband“ übersetzt. Auch wird bei den Türken, ebenso wie bei anderen Völkern, das Wort „Tasch“ (Stein) oft als Ortsname gebraucht, z. B. Altun-tasch (Goldstein), At-tasch (Weißstein) in der Krim, Kisil-tasch (Kotstein) usw.

Bei den Flüssen, die Tschai, Dzen oder Ijen, Darja oder schlechtweg Su, Wasser, genannt werden, spielt das Eigenschaftswort Kara eine große Rolle, und man findet nicht nur in der europäischen und asiatischen Türkei das Schwarz-Wasser, Karasu,

sondern auch in der Krim und im persischen Gebiete, und es wird der Leser die Stadt Karasubazar in der Krim sehr leicht mit Schwarz-Wassermarkt übersehen. Nach der schwarzen Farbe findet auch die rote bei Flüssen und Gewässern oftmalige Anwendung, z. B. Kizil-Orma, der rote Orma, Kizil-Uzen, der rote Fluß; ersterer in der asiatischen Türkei, letzterer schon in Persien fließend. Karitschai, heißt Karzfluß und Arpatichai Gerstenfluß. In Mingrelien führen die Flüsse oft die Benennung Kchale, z. B. Kscheni-Kchale = Pferdefluß. Das Wort Göl, See, kommt bei türkischen Ortschaften oft vor, wie in: Ainegöl, Spiegelsee, unweit Brussa. Tschesme wird die Quelle oder auch der Brunnen genannt, daher nennen auch die Serben und Südslawen die bei ihnen sehr beliebten gemauerten Quellen Tschesma, die meist in anmutigen Gegenden liegen und den zahlreichen Besuchern zur Erfrischung und zum Vergnügen dienen. Viele dergleichen Quellen, mit den steinernen Platten, Abstrichbassins, Tringefäßen und dergleichen werden von den Südslawen als heilige Orte verehrt und sind mit Bildern der Heiligen geschmückt. Von den Dalmatinern werden dergleichen gemauerte Quellen Vodika genannt, von Voda, das Wasser. Obgleich man auch in Deutschland „Wunderquellen“, Wunderbrunnen, oft in abseits von den Städten liegenden Orten, aufzuweisen hat, so sind diese unserer Erfahrung nach doch nirgends mit einer gemauerten Umfassung umgeben, wenn sie gleich besucht und gepriesen werden.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir wieder zu unseren türkischen Benennungen zurück und bemerken, daß die Eigenschaftswörter eski, alt, und jeni, neu, sowie büyük, groß, und küçük, klein, am häufigsten mit den Ortsnamen verbunden werden, wie dies auch bei den Ortsnamen anderer Völker geschieht. Charakteristischer ist bei den Türken die Bezeichnung der Dörfer mit Akbul, Weißbart, Kieselbach, Korkopf, usw. In zusammengesetzten Ortsnamen kommt wohl kaum ein Wort so häufig vor als Hissar, das, gleichbedeutend mit dem ebenfalls oft vorkommenden Kale, mit „Schloß“ zu übersetzen ist. Es gibt viele Karahissar, Akhissar, Saruhissar (Selbschloß), auch führen Flüsse den Namen Hissar, wenn sie bei Städten, die diese Bezeichnung haben, in ihrem Laufe vorbeifließen. Das Wort Hissar soll auch noch eine andere Bedeutung zur Bezeichnung eines Diensttenden haben, wovon einige das Wort „Husar“ ableiten, während die Magyaren behaupten, daß es aus Fuß, zwanzig, und Ar, Preis oder Wert, entstanden sei. Bemerkenswert ist es allerdings, daß die Ungarn in ihrer Militärterminologie viele türkische Wörter haben, die sie während der früheren Kriege von den Türken entlehnten, z. B. Dolmány, türkisch Dolman, das Unterkleid, Tabor, vom türkischen Tabur, das Lager, Sator, das Zelt, von Tschatir, Bezér von Bezir, der Führer, Kalpat, die Pelzmütze, und noch andere.

Medutkale heißt Medoutenschloß, wogegen Serai mit Kastei zu übersetzen ist, z. B. Baktshiserai, Gartenschloß. Balanka ist eine mit Palisaden versehene Verschanzung und kommt von der deutschen Plank. Auch im südlichen Ungarn, wo früher die Türken haften, führen einige Dörfer diesen Namen. Metsched oder Mesched heißt Moschee und Ak-Metsched (Simpheropol) wird mit Weißkirchen übersetzt. In der Krim haben viele Dörfer den Namen Dschamin, was so viel wie Wet-ort heißt. Von den Zahlwörtern kommt besonders die verehrte Zahl 40 oft vor, wie in Kizil-Ilissa, Vierzigstadt, auch Zsi (zwei) in Zsi-Dil, Zweizungen, d. h. Landzungen, hecht, acht, in Gschit-beschit (acht Paradiese) und andere. Dere heißt Tal, daher Büjül-Dere, das große Tal, Gög-Dere, das Himmel-Tal. Depe wird mit Hügel übersetzt wie in Waldepe, Schahhügel. Köprili ist die Brücke, und Aktsches-Köprili ist so viel als Silberbrücke. Da Kilt die Erde heißt, so bedeutet Kilttschit so viel wie „Erdort“.

## Die Lehrer in Dichtung und Wahrheit.

Die Lehrer, speziell die Oberlehrer, werden süchtig. Ihre Unbeliebtheit gibt ihnen zu denken. Eine Unbeliebtheit, die sie nicht so sehr irgendwelcher persönlichen Erfahrung entnehmen (das verhindert Eigenliebe und Einbildung) wie den unerbächtigen Symptomen, die unsere schöne Literatur darbietet. Unter dem Titel „Magister, Oberlehrer, Professoren“ hat Eduard Ebner ein Buch herausgegeben, das eine Sammlung von „Wahrheit und Dichtung in Literaturauschnitten aus fünf Jahrhunderten“ enthält. Der Verfasser ist „Reallehrer“ in Erlangen, kämpft also in eigener Sache, was ja auch der Untertitel „Wahrheit und Dichtung“ erkennen läßt. Denn da das Fazit der ganzen Uebersicht für die Lehrerschaft sehr betäubend ist, sucht man zunächst einmal einen Teil dieses Fazits als Uebertreibung und Entstellung zu brandmarken. Aber es bleibt noch mehr als genug des Schlimmen. Das erkennt auch eine Rezension des Buches im 16. Heft des laufenden Jahr-

ganges der „Deutschen Literaturzeitung“ an, die von einem leibhaftigen Schulrat herrührt. (Genauer: Dr. Paul Kauer, Provinzialschulrat und ordentlicher Honorarprofessor der klassischen Philologie, Münsler.) Es muß wirklich nicht gut um die Lehrerschaft stehen, wenn dieser höhere preussische Beamte zum Schlusse seiner Besprechung ausruft: „... der feindliche Groll, der solche Neuperungen (der Dichter) hervortreibt und bestärkt, der ist eine Tatsache. Wo stehen die Wurzeln des Übels? Davon wäre manches zu sagen; und vielleicht findet sich einmal der Platz dafür. Danach zu suchen jedenfalls haben Eltern und Lehrer gleich viel Ursache; vor allem wäre es eine Aufgabe des Staatsmannes. Als Stachel, um die Gedanken in Bewegung zu bringen, ist die Studie, die hier anzuzeigen war, ein Werk von schmerzlichem Verdienst.“ — Die Ursachen, Herr Schulrat? Die mögen, soweit es sich um vergangene Jahrhunderte handelt, zum Teil erst noch der Aufklärung bedürfen. Aber warum heute der deutsche Lehrer und zumal der deutsche Oberlehrer die Zielscheibe allgemeinen Spottes ist, das kann wohl nur jemandem unklar sein, der vom Junker- und Pfaffenregiment in Kulturangelegenheiten noch nichts gemerkt hat.

Es begibt sich übrigens bei der erwähnten Rezension des Buches, daß der Schulrat einsichtiger und nüchterner urteilt, als der Reallehrer. Letzterer nämlich spricht von „planmäßiger (!) Herabsetzung“ der Lehrer in Romanen und Theaterstücken. Diese düstere und oberflächliche Auffassung einer kulturhistorischen Tatsache weist Kauer zurück, indem er die zitierte Forderung nach Aufklärung der Ursachen erhebt.

Es muß nun in der Tat — auch über das gegenwärtige und für uns nicht überraschende Schufelend hinaus — befreudend wirken, daß das ganze von Ebner gesammelte Material, mit wenigen Ausnahmen, Anklage- und Spottskriften darstellt. Von der Selbstbiographie des Rectors Thomas Platter, der 1882 in Basel starb, bis zum „Flachsmann als Erzieher“. Wenigstens zählen Ebner und Kauer den Flachsmann mit als eine Schrift, die sich gegen die Qualität der Lehrer richtet. Das gibt nun freilich zu denken. Denn gerade in der Zeichnung der sozuzugagen sympathischen Typen des Fleming und des Schulrats entwickelt Otto Ernst einen — sagen wir: Idealismus, der das Niveau seiner harmlosen Komödie noch bedenklich drückt. Die Schulmänner stellen also offenbar sehr hohe Ansprüche (lies: haben eine sehr hohe Meinung von sich), wenn ihnen die Verteilung von Laster und Tugend im Flachsmann-Stück zu unglücklich erscheint.

Anders freilich ist es mit der Berufung auf die Darstellung pädagogischer Typen bei H. Gesse, Bedekind usw. Wenn vorher ein paar (gänzlich obflure) wohlwollende Schilderer des Lehrertums vermerkt werden, so gilt gerade für alle namhaften und selbständigen Schriftsteller die Feststellung Kauer's: „Nicht mehr freundlicher Spott ist es, was in diesen modernen Darstellungen des Lebens herrscht, sondern grausamer Hohn, grimmiger Haß, leidenschaftlich ausbrechende Verachtung.“

Den einzigen größeren Lichtpunkt bieten den beiden bedrängten Pädagogen die Figuren Jean Pauls. — Quintus Sziglein und Maria Buz sind ja nun sehr nette Leute, aber einen Vergleich mit ihnen würde sich doch jeder Oberlehrer entschieden verbitten. Die freundliche Verurteilung wird eben nicht viel angenehmer empfunden als die bittere Verhöhnung. Außerdem zeigen wesentliche Nebenpersonen Jean Pauls (z. B. der Rector im „Siebenläch“) höchst ansehbare und widerwärtige Eigenschaften. Immerhin: gerade weil zu der Berufung auf Jean Paul so wenig Grund vorhanden ist, beweist sie, wie schlecht es um die Sache der Lehrer steht. Die Vermutung, als sei „Weimar“ die Ursache des vorübergehenden, bei Jean Paul vermeintlich gefundenen Umschwunges in der Beurteilung und Schilderung der Pädagogen, ist sicher haltlos. Wichtig dagegen ist der Hinweis auf Rousseau. Und richtig unterschlagen wird natürlich der Hinweis auf die große Revolution! Es wäre allerdings ein starkes Stück, wenn ein preussischer Schulrat zugäbe oder wenigstens einsehe, daß diese Revolution in ein paar Jahren für den Fortschritt der Pädagogik (benn selbstverständlich ist es dieser tatsächliche Fortschritt, nicht etwa Jean Pauls private Auffassung, was den „Umschwung“ herbeiführte) zehnmal mehr geleistet hat als die gesamte mehrhundertjährige offizielle Pädagogik des Junkerstaates.

Wir empfinden die abfällige Darstellung unserer heutigen Pädagogen, wie wir sie bei fast allen Dichtern finden, als zutreffend. Schon das genügt uns, um ein Gleiches von den Schilderungen anzunehmen die Ebner aus älteren Literaturwerken heibringt. Auch brauchen wir uns nur zu vergegenwärtigen, daß Klassenstaat und Kirche notwendig und immer einer wahrhaft pädagogischen Erziehung feindselig entgegenstehen und daß sie, als die Machthaber, vorwiegend solche Elemente zu Lehrern machen, die ihren reaktionären Tendenzen Selbstaufopferung leisten. Ganz zu schweigen von der korumpierenden Wirkung, die der Dienst im Klassenstaat auf schwache und fürchtame Persönlichkeiten ausübt. Auf Grund dieser Erwägungen darf man der als Spiegelbild wertvollen Sammlung Ebners den Untertitel belassen, aber nicht in dem Sinne Ebners, als ob es sich teils um Wahrheit, teils um „Dichtung“ handle, sondern in der Auffassung, daß die hier gebotenen Dichtungen aus fünf Jahrhunderten zugleich volle Wahrheit sind.

M. Franz.

\*)München, C. Koch (1908). XV und 306 Seiten. 8°. 4 M.